

forderte vom Religionsunterricht die Mitwirkung an der Prägung geschickter, gebildeter Untertanen. Religion leistet Aufklärung über die Pflichten des Bürgers. So war es nur folgerichtig, daß der Staat die Aufsicht über die Schule übernahm. Im 19. Jahrhundert erwartete man vom Religionslehrer, daß er eine Standeserziehung im Dienste des Staates betrieb. Durch eine umfangreiche und umsichtige Auswertung von Lehrplänen und Visitationsergebnissen wird nachgewiesen, wie die angedeuteten politischen, theologischen und religionspädagogischen Einstellungen durch die Zeiten die Schulwirklichkeit bestimmten oder auf Ablehnung stießen. Da die jeweils aktuellen pädagogischen Ansichten etwa von Hecker, Natorp, Diesterweg, Stiehl oder Zahn einbezogen sind und die schulpolitischen Ereignisse bewußt auf ihre Verwirklichung überprüft werden, wird hier über den territorialen Rahmen hinaus ein quellenmäßig gesicherter Beitrag zur Geschichte der Religionspädagogik vorgelegt, der zudem all jenen ein Exempel abgeben mag, die stets neu die Anforderungen und Ziele des Religionsunterrichts in der Spannung von Politik, Kirche, Theologie und eigener Glaubenshaltung in der Lehre zu durchdenken oder im Schulalltag zu verwirklichen haben.

Bonn

H. Faulenbach

Rudolf Reinhardt (Hrsg.): *Tübinger Theologen und ihre Theologie. Quellen und Forschungen zur Geschichte der Katholisch-Theologischen Fakultät Tübingen* (= *Contubernium. Beiträge zur Geschichte der Eberhard-Karls-Universität Tübingen*, Bd. 16). Tübingen (J. C. B. Mohr [Paul Siebeck]) 1977, XIV und 378 S.

In der stattlichen Reihe „Contubernium“ sind seit 1971 zahlreiche Bände zur Geschichte der Universität Tübingen erschienen. Einen besonderen Anlaß, sich mit der wechselvollen Geschichte dieser Hohen Schule Württembergs zu beschäftigen, bot die 500-Jahr-Feier ihrer Gründung 1977. Nach den Säkularisationen und Mediatisierungen am Beginn des 19. Jahrhunderts erhielt der neue, bisher fast ausschließlich evangelische württembergische Staat auch zahlreiche größere katholische Territorien. 1812 wurde in Ellwangen, dem Mittelpunkt der ehemaligen Fürstpropstei, eine „Katholische Landesuniversität“ errichtet; tatsächlich war es eine theologische Akademie mit fünf Lehrstühlen, die dann 1817 als katholisch-theologische Fakultät der Universität Tübingen angegliedert wurde.

Der Herausgeber hat sich bereits durch eine Reihe kritischer Untersuchungen als derzeit bester Kenner der katholischen Tübinger Fakultät des vorigen Jahrhunderts ausgewiesen. Eine ausführliche Geschichte der katholisch-theologischen Fakultät wird von ihm vorbereitet, konnte aber zum Universitätsjubiläum nicht mehr realisiert werden (S. IX). Als vorläufiger Ersatz entstand vorliegender Sammelband mit sieben gediegenen Arbeiten zur Entwicklung der genannten Fakultät. Der einleitende Beitrag Reinhardts „Die katholisch-theologische Fakultät Tübingen im ersten Jahrhundert ihres Bestehens. Faktoren und Phasen der Entwicklung“ (1–42) bietet eine Fakultätsgeschichte im Abriss, mit den wesentlichen neuen, vorwiegend aus archivalischen Quellen gewonnenen Einsichten: Die erste Phase war die der katholischen „Aufklärung“ (von einigen Hochschullehrern bis 1848 vertreten); sie wurde seit etwa 1828/30 in fortschreitendem Maß von den „Möhlerianern“ in harten Auseinandersetzungen (bis 1848) zurückgedrängt. Die dritte Phase, etwa 1848 bis 1857, ist vom Sieg der „Ultramontanen“ gekennzeichnet, die sich in Württemberg bald tiefgreifend in zwei Gruppen spalteten. „Die Tübinger Professoren und ihr Anhang mußten sich nun mit den radikaleren Ideen der einstigen Kampfgenossen messen und auseinandersetzen“ (vierte Phase, bis 1870). „Die fünfte Phase war geprägt von tiefgreifender Resignation. Man war in die Defensive gedrängt und kämpfte gleichsam, mit dem Rücken an der Wand.“ Die sechste Phase, beginnend um 1900, ist überschattet von den schweren innerkirchlichen Auseinandersetzungen um „Reformkatholizismus“ und „Modernismus“, gezeichnet von der Konfrontation mit der bischöflichen Behörde unter Bischof Paul Wilhelm von Keppeler, verbunden mit einer erneuten Spaltung der Fakultät (41). Reinhardt weist schlüssig nach, daß man von

einer katholischen „Tübinger Schule“ kaum mehr sprechen kann, daß die tiefgreifenden Entwicklungen und Änderungen zu individueller Differenzierung zwingen. Herkömmliche, noch immer stark verbreitete Urteile, z. B. über Einflüsse Sailer, über Drey, Möhler, Kuhn und Hefele, werden modifiziert und korrigiert. Als erster, der unbestechlich historisch-kritisch arbeitet, muß der Kirchenhistoriker Franz Xaver Funk (1840–1907) betrachtet werden – Möhlers Stärke lag eher im Spekulativen, und C. J. Hefeles Lebensweg und Werk ist letztlich von deutlichen Inkonssequenzen, auch Unzulänglichkeiten markiert.

Ein Schwerpunkt des Bandes liegt auf Leben und Werk Johann Sebastian Dreys, was sich gut zum 200. Todestag dieses Theologen fügte, der 1777 in ärmlichsten Verhältnissen in Killingen bei Ellwangen geboren wurde und fast drei Jahrzehnte (1817–1846) als ordentlicher öffentlicher Professor der Theologie in Tübingen gelebt hat. Im Gegensatz zu Hirscher oder Möhler, deren Lebensgang bis ins Detail auf- und nachgezeichnet wurde, hat Drey bislang keinen Biographen gefunden. Dies hängt wesentlich damit zusammen, daß offensichtlich ein Großteil der privaten schriftlichen Hinterlassenschaft aus nicht mehr zu klärenden Ursachen vernichtet worden ist. Der Nekrolog C. J. Hefeles in der Theologischen Quartalschrift 1853 (341–349) ist bis heute das kaum veränderte Gerüst aller biographischen Darstellungen Dreys geblieben. Erfreulicherweise können nun R. Reinhardt (43–48; der älteste bisher bekannte Brief Dreys, 1806; 117–166; Dreys Antwort auf das „Pastoralschreiben“ des Rottenburger Generalvikars, 1821) und A. P. Kustermann (49–116) neue Quellen zu Leben und Werk Dreys vorlegen. J. Köhler zeichnet „Priesterbild und Priesterbildung bei Johann Adam Möhler (1796–1838)“ und bietet darin einen Kommentar zu Möhlers kirchengeschichtlicher Antrittsvorlesung „De seminariorum theologicorum origine et progressu“ aus dem Jahre 1829 (dazu sein Aufsatz in ZKG 86, 1975, 186–207: War Johann Adam Möhler [1796–1838] ein Plagiator?). K. Brechenmacher schildert in seinem Beitrag „Zwischen Aufklärung und Orthodoxie“ (197–269) die Auseinandersetzungen um die Nachfolge des 1840 als Professor und Rektor der Universität Tübingen abgesetzten „Möhlerianers“ Martin Joseph Mack (Moraltheologie und neutestamentliche Exegese). Mit Macks Abhandlung „Über die Einsegnung der gemischten Ehen“, die dem streng kirchlichen Standpunkt entsprach, mit seiner Absetzung und seiner Versetzung auf die Pfarrei Ziegelbach (Dekanat Waldsee) kam der Mischehenstreit im Königreich Württemberg voll zum Ausbruch. In den heftigen Streit um die Nachfolge 1840/41 griff auch Johann Evangelist Kuhn durch ein – für seine Position in dieser Zeit – interessantes, seither unbekanntes Sondervotum an das Kultusministerium ein (Text: 250–269).

Ein weiterer umfangreicher Beitrag R. Reinhardts ist den Auseinandersetzungen um den „Modernismus“ an der Universität Tübingen gewidmet (271–352). Im ausgehenden 19. Jahrhundert hatte die katholisch-theologische Fakultät viel von ihrer Strahlkraft in der ersten Hälfte des Jahrhunderts eingebüßt. Seit den neunziger Jahren machte sich erneut eine zunehmende Polarisierung unter den Professoren bemerkbar: „Den ‚Liberalen‘ stand eine ständig stärker werdende ‚ultramontane‘, konservative Gruppe gegenüber, die einen starken Rückhalt beim Bischöflichen Ordinariat in Rottenburg, vor allem bei den Bischöfen Wilhelm Reiser (1893–1898) und Paul Wilhelm Keppler (seit 1898), hatte“ (281). Der Kirchenhistoriker Franz Xaver Funk galt als profiliertester Kopf der Fakultät, war allerdings viel zu sehr Forscher und akademischer Lehrer, um in der innerkirchlichen Reformdiskussion übermäßige Aktivitäten zu entfalten. Die nicht immer eindeutigen Positionen der Professoren werden knapp gezeichnet, dazu die Pontifikate Leos XIII. und Pius' X. in aller Kürze treffend charakterisiert. Als 1907 der Lehrstuhl Funks zu besetzen war, fand zwar der an der Universität Tübingen erwartete Kulturkampf nicht statt, wohl aber wurde dies bald nachgeholt im „Fall Heinrich Günter“, wo es um den „religiösen Standpunkt“ angesichts einer kritischen Erforschung der Heiligenleben und -legenden ging. Die antimodernistischen Aktionen Pius' X. und seiner Berater fanden in Tübingen und im Königreich Württemberg, wie vielerorts, ein

heftiges, freilich auch recht unterschiedliches Echo. Gegenüber der unglücklichen, die Situation verschärfenden Haltung Bischof Keplers, den mehrere Professoren einst nicht als ihren fähigsten Fakultätskollegen eingestuft hatten, steht auch hier wieder die mehrfach bekannte, beruhigende Einflußnahme des klugen, sachlichen Münchener Nuntius Andreas Frühwirth. Die erschreckende Behandlung, die der Dogmatiker Wilhelm Koch durch den Bischof erfuhr, hat der Tübinger Fundamentaltheologe Max Seckler kürzlich dargestellt (Theologie vor Gericht. Der Fall Wilhelm Koch – ein Bericht, Tübingen 1972. *Contubernium* 3). Was hier zur Abwehr des weitgehend künstlich aufgebauten Popanzes „Modernismus“ an Unrecht, Dummheit, Verleumdung, Entwürdigung redlicher Leute in der katholischen Kirche geschehen ist, gehört zu den beschämendsten, unchristlichsten Kapiteln der Theologiegeschichte, freilich mit stärkster Auswirkung auf alle Lebensbereiche in der katholischen Kirche. – Ein kurzer abschließender Beitrag R. Reinhardts, zugleich ein berichtigender Nachtrag, weist nach, daß der Verfasser der Flugschrift „Stimme der Katholiken im Königreiche Württemberg. Wünsche und Bitten“ (1821) nicht Johann Nepomuk Bestlin, sondern der Generalvikar Johann Baptist Keller ist (353–357). – Ein Register der Personen, Orte und Sachen erleichtert die Benützung des vortrefflichen Bandes und zeigt noch einmal, daß hier nicht nur ein Stück Fakultäts- und Universitätsgeschichte aufscheint, sondern wesentliche Beiträge zur Kirchen- und Theologiegeschichte, vornehmlich auch zur Kirchenpolitik und zum Verhältnis Kirche und Staat des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts, erarbeitet sind.

München

Georg Schwaiger

Religion und Gesellschaft im 19. Jahrhundert, hrsg. von Wolfgang Schieder (= Geschichte und Gesellschaft, Ztschr. für Historische Sozialwissenschaften, 3. Jahrgang 1977, Heft 3). Göttingen (Vandenhoeck und Ruprecht) 1977.

In seiner Einleitung (S. 291–298) plädiert Sch. für eine Erweiterung der Kirchengeschichte zur Religionsgeschichte und für eine „Religionsgeschichte als Sozialgeschichte“. Den Kirchenhistorikern in diesem Lande hält er vor, daß sie heilsgeschichtlich festgelegt seien und daß daher von ihnen „eine Öffnung für außerkirchliche Probleme der Religionsgeschichte wohl kaum zu erwarten“ sei. Die nicht wenigen Arbeiten, die gerade in letzter Zeit die Sozialgeschichte von Religion und Kirchen im 19. und 20. Jahrhundert angegangen haben, sind ihm anscheinend ebenso unbekannt wie die vielen, von ihm in Abrede gestellten Begegnungen von Kirchengeschichte und Volkskunde; auch ist ihm entgangen, daß ausgerechnet in einem der wenigen von ihm zitierten kirchengeschichtlichen Werke (Raymund Kottje, Kirchengeschichte heute, vgl. darin v. a. den Beitrag von Norbert Brox) die Historizität der Kirche gründlich diskutiert wird.

Auch Sch.s Ansatz hat sich weniger durch Postulate als durch kontrollierbare Leistungen zu legitimieren, aber dazu ist dieses Heft wenig geeignet. Zum großen Gesamtthema enthält es ganze vier Beiträge. Die drei für den katholischen Bereich behandeln verschiedene Formen der Wallfahrt, die doch insgesamt nur eine, nicht unbedingt zentrale soziale Ausprägung des Kirchentums bedeutet; der Beweis für die einleitende Behauptung des Hrsg.s, daß die moderne Massenwallfahrt „von der institutionalisierten Kirchenhierarchie zu politischen Zwecken organisiert wurde“ (S. 298), wird nirgends erbracht. – Dem evangelischen Bereich gilt lediglich eine quantifizierende Studie von Manfred E. Welti, welche die Abendmahlsfrequenzen in einigen gut ausgewählten Gemeinden der Pfalz aufweist und ihr Auf und Ab aus der Reaktion auf politische und sozialpolitische Ereignisse erklärt (S. 384–405). – Anstatt das zentrale Problem des Überlebens von Religion und Kirchen in der Industriegesellschaft wenigstens zu diskutieren, ist der Rest des Heftes (S. 406–428) mit Rezensionen und Mitteilungen gefüllt, die keinen Bezug zum Thema haben.

Von den Wallfahrtsstudien überzeugen weithin die von Ilja Mieck über Santiago (S. 299–328) und von Michael R. Marrus über Lourdes (S. 329–351), die freilich mehr ideologie- als sozialgeschichtlich argumentieren. Die mit Recht weit zurück-